

heutigen Abende für das unmittelbare Strafgericht der Gottheit.

„Gott ist barmherzig,“ antwortete sie verwirrt; „das Wetter ängstigt mich zu Tode; in solchen Augenblicken fühle ich meine Sündhaftigkeit am Stärksten; Gott, erbarme Dich mein!“

Auf diese Ausrufe folgte keine Antwort, denn der geschäftige Oheim war, ohne die Zwischenthür ganz zuzumachen, wieder in sein Zimmer zurückgegangen, um seine poetische Arbeit fortzusetzen. Maria wollte ebenfalls ihr angreifendes Bußwerk fortsetzen, aber sie vergaß bald desselben und ein anderes Ereigniß nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Es klopfte an der Glasthür, und der Doktor, meinend, es komme ein Hospitalgehülfe, schob seine Papiere mit einigem Mißbehagen bei Seite und rief: herein!

Zu seiner Verwunderung war es der junge Maler, welcher unter dem Mantel einige Rollen Leinwand hervornahm und auf den Tisch legte. Der Doktor hatte dem Spanier, welcher sich erst einige Wochen in Lissabon aufhielt, und dessen Namen er nicht einmal wußte, einige Arbeiten übertragen, auf deren gute und sorgsame Ausföhrung eben nicht viel ankam. „Ihr seyd sehr pünktlich, mein Herr,“ sprach Pereira. „In solch schrecklichem Wetter hatte ich Euch nicht erwartet.“

„Mir ist das Wetter gleichgültig, Herr Doktor,“ antwortete mit melancholischem Lächeln der Maler, „und Ihr wißt ja, die Sache drängt; übermorgen ist das Fest des heiligen Kreuzes, das Stiftungsfest dieser Anstalt; hier sind die Fahnenbilder, die ich in der Eile und mitten zwischen tausend Störungen in meiner Herberge niedergeworfen habe.“

Der Doktor wickelte die Rollen auf und beschaute sie mit Kennerblicken. „Man sieht die Eile,“ sprach er dann, „aber auch großes Talent. Wie ausdrucksvoll die Köpfe, wie zart die Umriffe, wie schön das Colorit! Eine wackere Arbeit, die mehr werth ist, als die ausbedungenen drei Dukaten.“ Er griff in eine Schublade des Pultes und zählte zwanzig Dukaten auf. „Hier, mein Herr,“ sagte er mit Rührung, „erlaubt, daß ich die Arbeit nach meinen nicht bedeutenden Kräften bezahle.“

Der Maler erröthete und weigerte sich, die Summe anzunehmen.

„Nehmt, nehmt; Eure Weigerung betrübt mich!“ drängte Pereira. „Ihr seyd nicht bemittelt; das weiß ich; das Geld kann Euch bei Euern Studien nützen.“

Der Maler strich die Goldstücke verwirrt zusammen und Pereira fuhr fort: „Ihr habt schönes Talent; verabsäumt nichts, es auszubilden; Ihr könnt einst noch

berühmt werden. Aber studirt nicht bloß mit dem Pinsel, und forschet nicht allein in der Farbchemie, studirt auch in Büchern. Leset die Alten, zum Theil die Historiker, um Stoffe zu sammeln, zum Theil die griechischen und lateinischen Dichter, um Eure Phantasie mit erhabenen Bildern zu bereichern; auch unsern großen, unglücklichen Camoëns mögt Ihr studiren. Man kann Dichter seyn, ohne jemals einen Pinselstrich gemacht zu haben, aber ohne Poesie ein guter Maler zu seyn, ist nicht möglich.“

„Ich fühle das auch, Herr Doktor,“ sprach der Maler; „ohne Poesie keine Malerei. Die Griechen habe ich noch nicht studirt, weil ich kein Griechisch verstehe, aber den heitern Horaz, den prächtigen Virgil und den einfach würdevollen Livius kann ich durch und durch.“

„So?“ frug Pereira, „dann kam mein guter Rath zu spät und Ihr steht nun noch höher in meiner Achtung. Seht, ich gebe viel auf die Poesie, auf diese freundliche Göttin, die das prosaische Leben verschönt, das Unglück, besonders das unverschuldete, ertragen lehrt und den Geist erhebt über das erbärmliche Treiben der Alltagsmenschen. Wo dieß die Poesie nicht thut, da ist kein eigentlicher Beruf dazu, oder sie ist dann nicht die wahre Götterflamme, die vom Himmel stammt, sondern ein Bastard derselben, auf vergängliche Tagesereignisse basirt und durch ein wenig Sprachgewandtheit aufrecht erhalten. Ich mache auch Gedichte, und es giebt Leute genug, die sie loben oder tadeln. Ich lasse dahin gestellt, ob die Lober oder Tadelner Recht haben; ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß mich mein poetisches Treiben mit einer wohlthuenden Stimmung erfüllt und die oft erschütternden Aufregungen meines Berufes sänftigt.“

Er nahm ein Papier in die Hand und sprach: „ehe Ihr eintrtet, habe ich ein Lied gemacht, das beim Feste Santa Cruz gesungen werden soll; die Leute wollen jedes Jahr ein neues haben. Uebersetzt mir doch einmal die Endstrophe; ich will sehen, ob Ihr auch den Sinn darin findet, den ich hineinlegen wollte; man ist in eigener Angelegenheit oft seltsam befangen. Das Lied schildert die Leiden der seligsten Jungfrau bei dem Martertode des Heilandes.“

Der Maler nahm das Blatt in die Hand und las:

„Hunc sermonem, domina, tibi jam oblatum
Quodam ante tempore sene prophetatum
Dignare clementissima, acceptare gratum
Meque tecum jugiter facere beatum.“

Ohne Besinnen übersezte er die Strophe in gute Prosa, die in metrischer Form etwa so lauten könnte: